Augen

Autor(en): **Thurow, J.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635362

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

wem ist damit geholfen? Niemand als den Leuten, die zur Befriedigung ihrer wirtschaftlichen Welteroberungspläne hier und dort ein Interesse daran haben, das Volk für eine geistige Hegemonie zu begeistern.

Diese Begeisterung aber schafft man gründlich. Im Kriege, da haben die Panslaven, die Alldeutschen und ihre Freunde jede fromme Scheu verloren. „Wie ein kategorischer Imperativ," schreibt der ehemalige Pfarrer Gottfried Traub, „steht den deutschen Imperialisten die Aufgabe des Volkes vor Augen, der Welt den Stempel ihrer nationalen Idee aufzudrücken. Dies ist das innere Geheimnis des modernen Imperialismus; nicht bloß ein Streben nach materiellem Gewinn oder nur ein Wille zur Macht, sondern das Verantwortungsgefühl einer Mission für die Menschheit." (Wobei Traub nur vergißt, daß der wirtschaftliche Gewinn reales Gut für die einen, das Missionsgefühl billiges Surrogat, gute Lockspeise für die andern ist.) Ostwald schrieb: „Uns Deutschen steht die grandiose Aufgabe zu, das zu erfüllen, was die Weltreligion des Buddhismus, das Christentum und der Islam umsonst versucht haben: uns kommt es zu, das ethische Weltreich zu organisieren." Hört man solche Dinge, liest man solche Zeugnisse eines maßlos gesteigerten Größenwahns, dann tut es gut, sich daran zu erinnern, daß Oskar A. H. Schmitz diesen Leuten einmal „Halbbildung" zugerufen und nachgewiesen hat. Aber solche Beispiele lassen sich aus England, Frankreich, Deutschland, neuerlich aus Italien zitieren; es berührt nur wie ein guter Witz der Weltgeschichte, daß die Japaner, von denen Sombart gnädigst sagt, er habe sie immer nur als außerordentlich gelehrige Halbaffen betrachtet, die die imperialistische Welterlösungsidee schon übernommen haben. Ein japanischer Hymnus lautet:

Zerrissen von Haß und blinder Wut
Sinkt hin Europa im eigenen Blut.
Doch du, von Schuld und Fehler rein,
Sollst dieser Erde Hüter sein!
Zur Herrschaft, Japan, bist du geboren!
Erhebe dich stolz mit der Morgensonne,
Ich hab' dich zum Herrn meiner Erde erkoren!

* * *

Den wichtigsten Teil seines Buches hat Zurlinden dem Militarismus gewidmet; hier kann aber gerade darauf nicht eingetreten werden. Zurlinden führt unter anderm ein Beweisverfahren über die belgischen Greuel durch; selbst eine Zusammenfassung seiner Ergebnisse müßte aber beleidigend für irgend eine Nation, willkürlich für uns wirken, weil die stützenden Beweise hier doch nicht mitveröffentlicht werden können. Aber gerade dieser Teil wirkt erschütternd, auch deshalb, weil der Verfasser hier weniger in Versuchung gerät, mit unsern schweizerischen Verhältnissen zu vergleichen, die er nun häufig genug stark überschätzt. Wir trauen dem klugen und aufrechten Verfasser ein mannhaftes Urteil über unsere eigenen Verhältnisse wohl zu; aber in der Polemik mit dem Ausland, besonders mit den Imperialisten, die uns gütigst als fossilen Rest einer längst vergangenen Zeit betrachten und behandeln, ist er in die Rolle eines Fürsprechs geraten, der die Schäden seines Klienten nicht zugeben mag und sich nun in die Vorzüge seines Schützlings verliebt. E. R.

Vom Apfel, der nicht gegessen wurde.

Von Bernhard Nestler.

Vor drei Tagen war ein Brüderlein angekommen und seit drei Tagen lag die Mutter krank im Bette. Die dreizehnjährige Martha saß daneben und liebkoste den Apfel, den sie an ihrer Schürze sorgsam blank gerieben hatte. Dabei blickte sie zärtlich auf die Mutter. Dann sann sie schweigend vor sich hin. Da tat das Kind die große Frage.

Die Mutter erschrak nicht. Sie nahm den Apfel aus Marthas Hand und begehrte ein Messer. Den Apfel schnitt sie mitten durch — vom Stiel bis zur Blüte — und blickte lange das duftende Wunder an.

„Sieh diesen Kern," begann die Mutter. „Er hängt mit seinen Fasern fest im Fleische des Apfels. Wenn du sie verfolgst: sie münden in den Stiel. Der besteht aus lauter Fasern, und jede solche Faser ist eine Ader. Da floß der Saft hindurch, der das Kernlein nährte, daß es wuchs. Es kam der Sturm und blies den Apfel an — die kleinen Kerne merkten nichts davon. Es kam der Regen, kamen Fröste — der Apfel hielt sie auf mit seinem Fleisch und schützte die Kerne, bis sie reiften. So, Martha, hängt ein Kind in seiner Mutter Leibe. Wie hier der Saft, so floß mein Blut in deinen kleinen Leib und nährte dich. Und jeden Pulsschlag, den mein Herz getan, den tat dein Herzlein mit. Wenn ich mich freute, wallte heiß mein Blut und trieb dein Herz zu raschern Schlägen an. Und war mir weh, dann floß es zaghaft hin und machte auch dein kleines Herz erzittern. Als du in mir wuchsest, hab' ich viel weinen müssen. Da war mein guter Vater krank — er starb. Darum bist du ein stilles, ernstes Kind, das so viel fragt und sinnt und wenig lacht. So lebt in dir das Herzeleid der Mutter, ein stilles Denkmal für Großvaters Sterben."

Die Mutter schwieg. Auch Martha sprach kein Wort. Sie fragte mit den Augen die große Frage weiter. Mit den Lippen konnte sie jetzt nicht. Und das Herz der Mutter verstand. So fuhr sie nach dem heiligen Schweigen fort: „Wie es zur Welt kommt? — Da sieh dir doch einmal den Apfel an: Vom Kernhaus bis zur Blüte hinab führt eine enge Röhre. Wenn der Kern heraus müßte, so könnte er nur auf diesem Wege nach außen kommen. Doch hier ist er stellenweise verwachsen. Bei Müttern ist dieser Weg offen. Wenn das Kindlein nach neun Monaten reif geworden ist, um Luft atmen zu können, geht ein rasender Schmerz durch den Leib der Mutter. Da pressen jähe Krämpfe ihn zusammen. Sie würgen die feinen Aderwurzeln los aus der Innenwand des Mutterleibes. So wird in stundenlanger Not das Kind hinweggepreßt. Mit einem Schrei begrüßt es die Welt. Und die Tränen aus Angst und Not in den Augen der erlösten Mutter leuchten nun von Freude."

In den Augen der Mutter schimmerte es feucht. Das Mädchen kniete voll Andacht vor dem Bette. Sie drückte ihre glühenden Wangen an die kühle, blasse Hand ihrer Mutter. Dann erhob sie sich und küßte sie leise.

Das ist eine der Antworten, die der Dürerbund auf sein Preisausschreiben erhielt und die gesammelt und gesichtet vorliegen in dem Buche „Am Lebensquell" (Köhler, Dresden, Mk. 3.60, geb. Mk. 4.60).

Augen.

Mit tausend Augen glüht die Nacht,
Der Tag glüht nur mit einem.
Und wenn des Auges Schimmer flieht,
— Die Sonne, die am Himmel schied —
Dann dunkelt's auf der Erden
Und will gar einsam werden.

Mit tausend Augen glüht der Geist,
Das Herz glüht nur mit einem;
Und wenn dies schöne Auge bricht,
— Wenn uns die Liebe, hold und licht
Entschwindet — über'm Leben
Auch dunkle Schatten schweben.

J. Thurow.

Nachdruck aller Beiträge verboten.